Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 411. **Montag** den 15. August 1898. **92. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 15. August.

Die „Deutsche Tageszeitung" findet es „famos", „heiter", „naiv", daß wir Herrn von Wangenheim's Wahl zum Präsidenten des **Bundes der Landwirthe** auf antisemitischen Einfluß zurückgeführt haben. Aber die Thatsache, die in dieser unserer Behauptung zu Grunde liegt, wagt das Bundesorgan so wenig zu leugnen, als es, beiläufig bemerkt, bei wiederholtem, vermuthlich witzig sein sollendem Einzehen auf unsere Bemerkungen über den Margarineconsum sich zu bestreiten getraut, daß Großgrundbesitzer des Ostens den in ihrer Presse als ekel und gesundheitsschädlich geschilderten „Deltalg" massenhaft bei der Ernährung ihrer Arbeiter verwenden. Wir stellen also nochmals fest, daß am Tage nach der Beerdigung des Herrn v. Ploetz, also geraume Zeit vor der Wahl des Bundesvorsitzenden, unter Umgehung der conservativen Mitglieder des Bundesausschusses eine Vorbesprechung in Berlin stattgefunden hat, nach deren Beendigung die Wahl des Herrn v. Wangenheim ein fait accompli war. Außer dieser Hauptsache bestätigt die „D. T." durch ihr Stillschweigen noch den mehr nebensächlichen, aber für Sachsen nicht uninteressanten Umstand, daß der Vertreter unseres Königreiches, der bei dem Begräbniß in Döllingen zugegen war, zu Denen gehörte, die von dem angesagten Berliner Conventikel nichts erfahren durften. Das ist nicht weiter zu verwundern, denn die Vorbesprechung war das Werk der Antisemiten und diesen sind die sächsischen Conservativen, „die Hofrathspartei", noch um einige Grad stärker verhaßt als selbst Männer wie v. Levetzow und Graf Mirbach. Der Charakter des Wahlergebnisses als eines antisemitischen Sieges und einer „altconservativen" Niederlage steht dann auch außer allem Zweifel. Daß, wie die „D. T." hervorhebt, Herr v. Wangenheim einmal von antisemitischer Seite einen Angriff zu erdulden gehabt, will gar nichts besagen, dagegen ist es beweiskräftig, daß die „Staatsbürgerzeitung", das Hauptorgan der Antisemiten und Sprachrohr des Herrn Liebermann von Sonnenberg, ohne einem Widerspruch zu begegnen, fortführt, von Herrn von Wangenheim als einem im Gegensatz zu dem Conservativen an die Spitze des Bundes gebrachten Mann ihres, der antisemitischen Partei, Vertrauens zu sprechen. Heute schreibt das Blatt, nachdem es an eine Zeitungsmeldung, wonach der Kaiser seine Mißbilligung über die Präsidentenwahl ausgesprochen haben soll, unseres Erachtens berechtigte Zweifel geäußert hat, wieder Folgendes:

„Daß aber Herrn v. Wangenheim gegenüber dasselbe Manöver angewendet werden wird, wie es kürzlich erst Herrn v. Ploetz gegenüber beobachtet wurde, daß ihm nämlich in letzter Stunde noch von dunklen Hintermännern ein gouvernementaler Gegencandidat gegenübergestellt wird, glauben wir ganz gern."

„Gouvernementale" sind für das antisemitische Blatt die Führer der conservativen Partei. Aber auch ein gar nicht gouvernementaler Agrarier scheint über die Wahl des Herrn v. Wangenheim nicht anders zu denken, als Graf Mirbach. Nämlich Herr v. d. Gröben-Arenstein, Mitglied des Herrenhauses und deutschconservativer Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Heiligenbeil-Pr.-Eylau ist aus dem Bunde der Landwirthe ausgeschieden. Er theilte seinen Entschluß dem Provinzial-Vorsitzenden für Ostpreußen, Grafen zu Dohna-Wundlacken, in folgendem Schreiben mit:

„Arenstein, 9. August 1898. Ew. Hochwohlgeboren beehre ich mich ergebenst mitzutheilen, daß ich aus dem Verbande des Bundes der Landwirthe zu meinem aufrichtigen und tiefsten Bedauern austreten mich genöthigt sehe. v. d. Gröben-Arenstein, Mitglied des Herrenhauses."

Was, so wird hinzugefügt, Herrn v. d. Gröben-Arenstein, der früher Provinzial-Vorsitzender des Bundes für Ostpreußen war, zu diesem Schritt veranlaßt hat, ist noch unbekannt. Warum giebt sich die „Deutsche Tageztg." mit unserer „Naivität" und nicht mit diesem sonderbaren, höchst sonderbaren Vorkommniß ab? Herr v. d. Gröben ist, wie gesagt, kein Gouvernementaler, vielmehr vornehmlich bekannt geworden durch einen höchst „ungouvernementalen", den Oberpräsidenten Grafen Stolberg böse zerzausenden Brief, der seinerseits noch in allgemeiner Erinnerung ist, weil er s. Z. mit Hilfe eines glücklichen, aber nicht redlichen Finders unter den socialdemokratischen Reichstagsabgeordneten den Weg in ein socialdemokratisches Blatt gefunden hat. Wenn ein Agrarier, wie Herr v. d. Gröben, unmittelbar nach einer Veränderung im Präsidium dem Bunde den Rücken kehrt, so muß ein ursächlicher Zusammenhang zwischen beiden Ereignissen so lange angenommen werden, als sein Nichtvorhandensein nicht erwiesen ist. Und die „Deutsche Tageszeitung" schweigt.

Wir haben uns dieser Tage nachdrücklichst gegen die Einführung eines allgemeinen Befähigungsnachweises für das Handwerk ausgesprochen. Heute haben wir Veranlassung, für den obligatorischen **Befähigungsnachweis für das Baugewerbe** einzutreten. Von einer als officiös geltenden Seite wird nämlich befürwortet, die Frage des Befähigungsnachweises für das Baugewerbe vorläufig ruhen zu lassen, bis die geplanten Handwerkskammern in der Lage sein würden, ihr Votum dazu abzugeben. Dabei wird auf die Zerfahrenheit hingewiesen, welche in den interessirten Kreisen über den Umfang des vorgeschlagenen Befähigungsnachweises, die Abgrenzung der heranzuziehenden an der Bauthätigkeit betheiligten Handwerke und die innere Einrichtung des Nachweises noch immer herrsche. Wir leugnen nicht, daß die Meinungsverschiedenheiten, auf welche hier angespielt ist, in einem bedenklichen Maße existiren, und daß es keine leichte Aufgabe sein wird, hier eine zweckentsprechende Ausgleichung herbeizuführen. Diese Schwierigkeit ist indessen nicht so groß, als daß sie unüberwindlich erscheinen müßte. Auf keinen Fall halten wir es für nothwendig oder erwünscht, damit bis nach Schaffung der Handwerkskammern zu warten. Das Inslebentreten der Handwerkskammern steht noch in weitem Felde. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß für die nächste Zeit die ganze Handwerksorganisation noch eine lückenhafte sein wird. Andererseits dürften die Handwerkskammern kaum in der Lage sein, das zur Beurtheilung der vorliegenden Frage vorhandene Material in nennenswerther Weise zu ergänzen. Die aus dem Anfange der 90er Jahre stammenden Ergebnisse der preußischen Enquete über das Baugewerbe und den Befähigungsnachweis für dasselbe sind seither in einer Weise von staatlicher wie privater Seite vervollständigt worden, daß schwerlich viel Neues nachzutragen sein wird. Bei aller Divergenz der Meinungen über Einzelheiten der Frage läßt sich doch eine weitgehende Uebereinstimmung in Bezug auf den Kreis der Gewerbe constatiren, für welche der Befähigungsnachweis als nöthig erachtet wird; er umfaßt das Maurergewerbe, das Zimmerer- und Steinmetzgewerbe. Beschränkt man den Befähigungsnachweis auf diese drei Gewerbe, so fällt der schwerwiegendste Grund, den man gegen die Forderung ins Feld geführt hat, die Unmöglichkeit einer strengen Abgrenzung der einzelnen Handwerke ohne Herbeiführung der mit Recht in Oesterreich so gefürchteten Gewerbestreitigkeiten, von vornherein weg. Zweifellos wäre es verfehlt, sich von dem Befähigungsnachweis das Verschwinden aller Mängel, die sich im Baugewerbe breit machen, zu versprechen; daß dem Pfuscherthum in diesem Gewerbe aber durch den obligatorischen Befähigungsnachweis in wirksamer Weise Abbruch gethan werden würde, ist nicht zu bestreiten. Dazu tritt in ausschlaggebender Weise das, auch in einer den Gegenstand betreffenden Resolution des Reichstages vom vorigen Jahre betonte öffentliche Interesse am Baugewerbe. Alles das kann nur den Wunsch zeitigen, daß von Reichs- oder Staatswegen unverzüglich der Frage des Befähigungsnachweises für das Baugewerbe näher getreten wird. Die nationalliberale Partei hat sich im Reichstag wie im Landtag wiederholt in diesem Sinne ausgesprochen und wir zweifeln nicht daran, daß das bei nächster Gelegenheit im Interesse des Handwerks wiederum geschehen wird.

Das erschütternde Ereigniß des Todes des Fürsten **Bismarck**, des größten deutschen Staatsmannes, hat in allen fünf Erdtheilen das verdiente Echo gefunden. Nur die **Türkei** scheint hiervon ausgeschlossen zu sein. Man schreibt darüber der „Frkf. Ztg." aus Konstantinopel, 8. August: Bis heute wenigstens, zehn Tage nach dem Tode Bismarck's, wartet man vergeblich, daß die türkischen Blätter in einigen Worten ihrer Anerkennung und Dankbarkeit für den ersten deutschen Reichskanzler Ausdruck verleihen. Man brauchte dazu sich durchaus nicht der Lapidarschrift zu bedienen und hätte doch in wenigen Strichen die gerade für die Türkei unvergänglichen Verdienste des Fürsten hervorheben können. Nichts davon ist geschehen und die türkische Presse ist bis auf die Schilderungen der localen Begebenheiten in Friedrichsruh achtlos und ohne ein eigenes Urtheil am Sarge des Fürsten vorbeigeschritten. Den Vorwurf für dieses Verhalten trifft natürlich die grenzenlos kurzsichtige türkische Censur, welche, was hier bemerkt werden mag, auch allen hiesigen Blättern bis auf Weiteres verboten hat, über den Kaiserbesuch in Konstantinopel und Palästina das Geringste zu veröffentlichen. Bis auf die im trockenen Tone gehaltene Depesche des Sultans an den Fürsten Herbert unterließ man türkischerseits jede Kundgebung für den Mann, ohne den die Türkei nach dem russischen Feldzuge aufgehört hätte, ein europäischer Staat zu sein. Der Sultan äußerte sich zwar beim Empfange der Todesnachricht, drei Männer haben unvergängliche Verdienste um die Türkei: Kaiser Wilhelm, Bismarck und Moltke, aber daß diese Verdienste in der Presse Erwähnung fänden, wäre zu viel verlangt. Wenn es wahr ist, daß diese auffallende Haltung ihre Erklärung im Koran findet, der das Betrauern von Todten und die hiermit in Verbindung stehende Widmung von Nachrufen verbietet, so kann sich diese Vorschrift doch nur von Muselman auf Muselman beziehen. Mit den citirten Koranverordnungen entschuldigte auch der Commandant des türkischen Kriegsschiffes sein Verhalten. Vor Therapia liegen sämmtliche Kriegsschiffe der Großmächte verankert. Der deutsche Stationair „Loreley" zog am Montag zum Zeichen der Trauer die Flagge auf Halbmast und sämmtliche anderen Schiffe, auch die Franzosen, folgten seinem Beispiel. Am Dienstag legten alle Stationaire für die Kaiserin von Rußland Flaggengala an, die aber zwischen elf und zwölf Uhr unterbrochen wurde, um neuerdings auf Halbmast zu hissen. Nur der türkische Stationair schloß sich auch von diesem Zeichen der Ehrung eines großen Todten aus.

In allerletzter Zeit erst ist die Annexion der **Hawaii-Inseln** durch die Union thatsächlich vollzogen worden. Es ist den Mächten noch keine Mittheilung über diese Besitzergreifung zugegangen; eine Entschließung dazu kann daher von irgend einer Seite noch nicht gefaßt sein, von deutscher Seite schon deshalb nicht, weil die maßgebenden Personen gar nicht in Berlin anwesend sind. Wenn jetzt gemeldet wird, daß die Annexion von Hawaii zu keinerlei Reclamationen von Berlin aus gegenüber den Vereinigten Staaten führen werde, so scheint diese Angabe nur auf Vermuthung zu beruhen. Seit mehreren Jahren galt es in berufenen Kreisen als ein feststehender Grundsatz, daß die von den Vereinigten Staaten schon seit Langem geplante Annectirung Hawaiis zum Anfangspuncte für eine Lösung der Samofrage gemacht werden sollte. Bisher hat aber weder ein Anzeichen noch ein Anlaß vorgelegen, diesen Grundsatz zu ändern. Wenn Deutschland so ohne Weiteres die Erwerbung Hawaiis gutheißen wollte, so stellte es sich fast genau auf den Standpunct von 1887 und 1889; auf diese Weise würde man die Aenderung der Samoa-Verhältnisse in einer den deutschen berechtigten Ansprüchen angemessenen Weise eher verhindern als fördern. Nach einer Meldung aus Washington hat Präsident Mac Kinley beschlossen, den Hafen zu Pago-Pago auf der Samoa-Insel Tutuela als Marine- und Kohlenstation zu benutzen. Als Kohlenstation gilt er schon lange, doch haben die Amerikaner bisher nur wenig Kohlen daselbst gehabt. Die Erweiterung desselben zu einer Marinestation erinnert daran, daß in England der Plan besteht, Auckland auf Neuseeland zu einer Flottenstation zu machen. Der Washingtoner Beschluß kann daher zunächst nur als ein Gegensteß gegen die englische Absicht angesehen werden. Die ausgesprochene Rivalität der Vereinigten Staaten gegen alle Mächte, welche im Stillen Ocean Besitzungen haben, kommt hier wiederum scharf zum Ausdruck. Die Absichten der Union in Bezug auf Samoa liegen vollkommen klar zu Tage durch mehrfache Aeußerungen Mac Kinley's, wie namentlich durch das dem Congreß, insbesondere dem Senate während der letzten Tagung zugegangene Material. Darunter ist wohl am übersichtlichsten die Denkschrift des früheren Oberrichters Ide in Apia „Our Interest in Samoa". Die Amerikaner wollen eine Reihe von Etappen durch den ganzen Pacifischen Ocean bis nach Asien hin sich aneignen; die erste ist Hawaii. Mr. Ide zählt auf, was die Franzosen, die Deutschen und die Engländer in der Südsee besitzen, und sagt, so bliebe außer Hawaii nur Samoa noch als frei übrig; diese Gruppe bildete auch eine gegebene Station für das geplante pacifische Kabel. Hinsichtlich Pago-Pagos erzählt Mr. Ide, 1870 habe der Norddeutsche Bund seinen Consul in Apia beauftragt, sich um die Verhältnisse Pago-Pagos zu bekümmern; er sei aber zu spät gekommen, der amerikanische Commodore habe den Erwerb schon abgeschlossen gehabt.

In **Frankreich** droht ein Streik der Eisenbahner, für welchen der rund 58 000 Mitglieder zählende Verband der französischen Eisenbahner eine rege Agitation entfaltet. Seit Jahren liegt dieser Verband mit den sieben großen Eisenbahngesellschaften in Fehde, einmal, weil die Gesellschaften sich weigern, den Verband als officielle Vertretung der Arbeiterschaft anzuerkennen, und weil die Gesellschaften bisher die Forderungen des Maximalprogramms des Verbandes zurückgewiesen haben. Diese Forderungen gehen in der Hauptsache dahin, daß alle Arbeiter und Unterbeamten nach einem Dienstjahre endgiltig angestellt, die Gehälter erhöht, die Arbeitsstunden herabgesetzt, die Frachtabnahmestellen Sonntags geschlossen, die Bußen und Außerdienststellungen aufgehoben und eigene

---

Feuilleton.

In der Brandung des Lebens.

8] Roman aus dem amerikanischen Westen
Von Theodor Eicke.
Nachdruck verboten.

Es handelte sich um Folgendes: Dorothy hatte eine Classe in einer Sonntagsschule; das wußte Brant, auch den Ort, aber nicht die Stunde. Ueber diese letztere Unkenntniß war er durchaus nicht böse, denn sie gab ihm eine Entschuldigung dafür, daß er sich den größeren Theil des Tages in der Nähe der Capelle umhertrieb. Spät am Nachmittage wurde er durch einen Blick belohnt, den er auf sie werfen konnte, als sie hineinging; ermuthigt dadurch, stand er Schildwache auf der anderen Seite der Straße, bis sie endlich aus war.

Sie kam unter den Letzten heraus, mit einer Gruppe von Kindern um sich herum, und Brant's Herz wurde warm bei dem Anblick.

„Gott segne sie", sagte er bei sich, „was für eine reizende Mutter sie in eines Mannes Heim sein müßte!"

Dann nahm er seinen Muth zusammen und ging über die Straße hinüber, um eine Frage an das Schicksal zu stellen. Wenn sie Alles wußte, wenn ihre Mutter es ihr erzählt hatte, dann würde ihr Gruß es erkennen lassen, und dann würde er wissen, daß das Schlimmste ihn betroffen hatte.

Sie trafen einander an der Ecke, und Dorothy blickte empor, während sie den Kindern Lebewohl sagte. Brant fühlte es, daß sie ihn sah, und obwohl in ihren Augen kein Zeichen des Erkennens lag, stand er still und zog seinen Hut. Da beugte sie sich über eines der Kinder, als wollte sie ihm ausweichen; er aber ging schnell fort, Zorn und Scham erfüllten sein Herz, und der Dämon der Verzweiflung flüsterte an seinem Ohr.

Wie gewöhnlich ging er am Abende nach seiner Wohnung, aber nicht, um dort zu bleiben. Um acht Uhr warf er das Buch, in dem er zu lesen versucht hatte, zur Seite, steckte den Revolver, der einst Harding gehört hatte, in die Tasche seines Ueberziehers und ging aus. Eine halbe Stunde später stand er in Draco's Schänkzimmer, und Tom Devereux hieß ihn mit lauter Herzlichkeit willkommen.

„Weiß Gott, ich dachte schon, der Teufel hätte Dich geholt. Im Gebirge gewesen?"

„Nein, ich war nicht aus der Stadt."

„Machst Dich aber verdammt selten", meinte Devereux.

„Wie meinst Du?" fragte Brant, halb abwesend. „Meinen Check über die hundert Dollars hast Du doch erhalten?"

„Zum Teufel mit dem Check! Wer spricht davon?" Meine nur, weshalb Du selbst Dich nicht sehen läßt?"

„War sehr beschäftigt", sagte Brant. „Komm her, Tom, laß uns ein Glas zusammen trinken und laß es gut sein."

„Na ja, ist schon gut."

Die beiden Männer thaten einander mehrfach Bescheid und Brant zahlte.

„Willst wohl 'n bißchen spielen?" fragte Devereux.

Brant warf einen Blick über die Tische und schüttelte den Kopf. „Glaube nicht. Bin nicht recht auf dem Damme heute, und ich fürchte, ich würde schlecht wegkommen."

„Will Dir was borgen", sagte Devereux.

„Nein, danke schön; so mein' ich's nicht. Ich habe Geld genug."

Er ging fort, zur Pharaotafel hinüber, zweifelnd, ob er spielen sollte oder nicht. Er hatte sein Zimmer verlassen mit der Absicht, einen tollen Streich zu machen — etwas, das Dorothy Kummer verursachen würde, wenn sie es wußte; doch jetzt, wo er am Rande des Sumpfes stand, empfand er Ekel davor. Hätte er nichts getrunken, er wäre umgekehrt und nach Hause gegangen. Aber das gab den Ausschlag. Das Getränk war schlecht, und Brant — selbst in seinen schlimmsten Zeiten außerordentlich mäßig — hatte, seitdem er ein neues Leben begonnen, kaum Alkohol angerührt. So kam es, daß er sich wieder umwandte und zurückging, um das Spiel zu beobachten.

Dann plötzlich war kein Halten mehr. Aus einem Dollar wurden zwei, aus zweien vier und aus vieren acht. Einer von den Spielern schied aus, und Brant nahm den freigewordenen Stuhl ein, zündete sich eine neue Cigarre an und ließ sich etwas zu trinken kommen. So pflegte er es auch in früheren Tagen zu machen, wenn sein Gewissen ihn quälte, und wie damals hatte auch jetzt der Alkohol die gewünschte Wirkung; er tödtete die Energie in ihm, ohne dem Spieler die Ruhe und Kaltblütigkeit zu rauben. Und während er sich gar nicht darum kümmerte, ob er verlor oder gewann, war ihm das Glück von Anfang an günstig. Er mochte spielen, wie er wollte, er verlor nicht; und als er die Tafel um Mitternacht verließ, mußte Draco, der sein eigener Bankhalter war, eine Pause im Spiel machen und zu seinem Geldschrank gehen, um Geld zu holen, da er nicht mehr auszahlen konnte.

„Da habt Ihr Euren Mammon", sagte er, indem er eine Rolle Papiergeld über die Tafel schob, „ist 'n offenes Spiel, und ich kann keinen zurückweisen; aber einerlei, ich möchte doch, daß Ihr aufhörtet — habe hier keine Goldmine zu verspielen."

Brant rollte die Scheine auseinander, brachte einen großen Fidibus davon und reichte ihn zurück. „Behalt's doch, wenn Du Lust hast; ich habe wirklich keine besondere Verwendung dafür."

Draco lachte. „O ja, und morgen bist Du mit 'm Schießzeug wieder hier, wenn Du nüchtern bist und darüber nachgedacht hast! Nein, mein Junge! Habe keine Lust, hier 'ne Schießhalle einzurichten und Pfeil und Bogen mit Dir zu spielen, George."

Brant steckte das Geld in seine Tasche und ging fort; am Ausgange winkte Devereux ihm.

„Hörte da eben zwei Kerle schwatzen über den Weg, den Du hast", sagte er flüsternd, indem er sich über den Schänktisch beugte. „Kenne sie nicht weiter, sehen aber wie 'n paar rechte Spitzbuben aus. Wollen Dir vielleicht an den Kragen. Bist Du parat?"

Brant nickte. „Du kennst sie nicht, sagtest Du?"

„Nein, habe sie vor 'n paar Abenden zum ersten Mal gesehen."

„Beschreibe sie mir doch 'mal, vielleicht erkenne ich sie."

„Der Eine ist 'n langer und schmächtiger Kerl — beinah' wie der Professor; nur hat er 'n Bart wie 'n Geisbock und rothe Haare. Der Andere ist kleiner und hat 'n glattes Gesicht mit so 'nem galligen Blick, weißt Du."

Brant schüttelte den Kopf. „Kann mich nicht erinnern", sagte er, „aber ich werde auf die Ecken Acht geben und ihnen im Nothfall geben, was sie haben wollen. Danke für die Warnung, Tom, gute Nacht!"

Er ging fort mit dem Gefühl, daß er den Unglückstag ebenso gut mit einem Kampf auf Leben und Tod beschließen könne als anders. An der Ecke hinter Draco's Local sah er zwei Männer in einem Thorweg auf der anderen Seite der Straße stehen, und einer plötzlichen übermüthigen Eingebung folgend, ging er gerade zu ihnen hinüber. Sie beachteten ihn nicht, selbst dann nicht, als er stehen blieb und sie mit verächtlichem Blicke betrachtete; aber als er weiterging, folgten sie ihm gemächlich und in beträchtlicher Entfernung. Brant wußte es, doch er ging deshalb weder schneller noch langsamer. Ueberholten sie ihn, so wollte er schon wissen, was er zu thun hatte; wenn nicht, um so besser für sie.

Als er sie genustert hatte, war ihm der Lange fremd erschienen, während das Gesicht des Anderen ihm seltsam bekannt vorkam; doch er wußte nicht, wo er es hinbringen sollte. Das Gesicht war ihm ein Räthsel; die kräftige Nase, die hohen Backenknochen und die eingesunkenen Augen hatte er schon einmal gesehen, aber den derben Mund mit dem grausamen Zug in den Ecken und den vorstehenden Unterkiefer vermißte er dabei.

„Ist das reine Naturspiel!" murmelte Brant vor sich hin, als er sich soweit klar geworden war. „Der Kerl hat den oberen Theil vom Kopfe eines Anderen — eines Menschen, den ich kenne. Weiß der Teufel, wie er dazu kommt!"

Die Frage ließ sich ganz leicht beantworten, und hätte Brant die Antwort geahnt, so würde er sehr darauf bedacht gewesen sein, bei seinem Wege die hellerleuchteten Straßen zu wählen. Wenn er daran gedacht hätte, daß ein dichter, ungekämmter Bart den grausamen Mund und den hüblichen Unterkiefer vielleicht bedeckte, so würde er das Gesicht wiedererkannt haben, obwohl er es nur einmal, und zwar in einem Augenblicke wildester Erregung gesehen hatte. Und wenn er ferner bedacht hätte, daß ein Bart an- und abgelegt werden kann und daß die Kunst des Perrückenmachers noch blüht, dann würde ihm klar geworden sein, daß aus der sehr ansehnlichen Zahl von Feinden, die er sich während der vergangenen Jahre gemacht hatte, keiner gefährlicher und verzweifelter war als die Beiden, die ihn auf dem Rückwege zu seinem Logirhause im Auge hatten.

Sie kamen ihm näher, als er das Thor erreicht hatte, und er zog den Revolver und wartete. Die wenigen Stunden, die seit seinem Zusammentreffen mit Dorothy vergangen waren, hatten Das, was die vorhergehenden Monate ehrbaren Lebens Gutes geschaffen hatten, fast ganz wieder vernichtet. Die alten Gewohnheiten stellten sich unwiderstehlich wieder ein, und es war viel mehr „der brave George" aus den Goldgräberplätzen, als Oberst Bowran's Ingenieur, der auf die Ankunft der beiden Männer wartete. Ehe diese ihn erreicht hatten, bogen sie ab und gingen auf die andere Seite der Straße hinüber. Hätte er gewußt, wer sie waren und weshalb sie ihm folgten, sie wären sicher nicht so unangefochten weitergekommen. So steckte er den Revolver in die Tasche und ging mit höhnischem Lächeln über die vermeintliche Angst der Leute ins Haus.

XIII.

Als man James Harding nach seinem Attentat auf Brant's Leben in dem Privatzimmer bei Draco hatte laufen lassen, hatte er sich in Denver nur noch so lange aufgehalten, bis ein Zug fuhr. Mit Wuth im Herzen war er fortgegangen, sein schweres Conto gegen den Mann, der ihn verbannt hatte, noch um einen Posten belastend.

Da er sich in den größeren Niederlassungen schon ganz unmöglich gemacht hatte, wandte er sich zunächst nach Silverette, in der Hoffnung, aus den Besuchern von Gaynard's Tanzsaal einen Lebensunterhalt herauszuholen. Darin täuschte er sich. Die Kunde von seinen Schandthaten war weit durch das Land ge-

SLUB
Wir führen Wissen.